...etwas so unmenschliches

Autor(en): **Hagelstange, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 9

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-758682

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

...ETWAS SO UNMENSCHLICHES

Von Rudolf Hagelstange

Als er, wie an jedem Letzten des Monats, das illustrierte Heft für die Manteltasche faltete, dachte er daran, daß er es hier, am Kiosk des Invaliden, zum letzten Male gekauft haben würde. Er überlegte, ob er darüber ein Wort verlieren sollte. Aber der Invalide hatte schon das kleine Fenster heruntergelassen.

Seuthe bog in die Seitenstraße, betrat den Nebeneingang des Museums und tat, was er seit vierzig Jahren zu tun gewohnt war. Den Mantel behielt er heute an. Hatte es Sinn, für nichts und niemanden zu frieren...?

Er ging durch die Säle, zog fünf Schritte vor dem Raum, der die alte Vase barg, den Schlüssel aus der Tasche und befreite das Gefäß von der schützenden Hülle, deren metallene Teile in einem Nebengelaß abgestellt wurden. Er ordnete mit einigen Handgriffen die Vorhänge, rückte den einzigen Stuhl ins Licht und entfaltete die Zeitung.

Die Art, sich ihres Inhaltes zu bemächtigen, war immer die gleiche: zunächst blätterte Seuthe das Heft flüchtig durch und überprüfte es auf Besonderheiten, so wie man beim Kirschenessen immer die dunkelsten und größten zuerst herausgreift. Dann ging er das Heft einmal Blatt für Blatt durch, betrachtete jedes Bild und las jede Unterschrift, untersuchte sodann die heitere Seite auf Neuheiten und nahm danach kurze, aber nicht zu flüchtige Einsicht in Anzeigen und Reklame. Und zum Schluß las er den Roman oder die Erzählung.

Die Suche nach Besonderem brachte heute kein nennenswertes Ergebnis. Die Bildthemen schienen immer die gleichen; nur die Gesichter und Schauplätze wechselten. Einzig eines der Bilder, die — auf zwei Seiten — eine Reportage aus einem amerikanischen Industrieunternehmen darstellten, erregte seine Aufmerksamkeit. Es zeigte einen Arbeiter, der durch zwei automatische Greifer — sozusagen Roboterhände — von einer Maschine, die er bediente, zurückgerissen wurde. Die Unterschrift rühmte diesen Vorgang als fortschrittliche Sicherung des Menschen bei gefahrvoller Arbeit.

Erst als Seuthe bei der darauffolgenden gründlichen Durchsicht wieder seine Augen auf dieses Bild richtete, begann er, sich darüber

Gedanken zu machen: Eine neue Sache haben sie da wieder ausgetüftelt. Höchst sinnvoll. Der Mann macht acht Stunden am Tage dieselben Handgriffe. Das ermüdet und tötet die Aufmerksamkeit ab. Seine Tätigkeit ist gefährlich. Wenn er nicht schnell genug zurücktritt, nimmt er Schaden; vielleicht tödlichen. Da greifen die beiden eisernen Hände ihn an den Schultern und reißen ihn zurück. Ich persönlich würde mich vielleicht bedanken, zweihundert- oder dreihundertmal am Tage von diesen Greifern gepackt und zurückgerissen zu werden. Das heißt... ich weiß es nicht. Ich bin fünfundsechzig. Der Bursche da ist jung. Solche Arbeit wird gut bezahlt. Was mag er verdienen? (Seuthe sieht noch einmal die Bildunterschriften nach, ob darüber nichts vermerkt ist; er findet nichts.) Ich schätze: mindestens 150 Mark in der Woche. Mindestens! Dafür muß ich fast vier Wochen lang hier sitzen oder stehn und auf die Vase aufpassen. Natürlich kann er das nicht so lange machen, wie ich dies hier aushalte. Aber braucht er das? In zehn oder fünfzehn Jahren kann er ein kleines Vermögen beiseitelegen, sich ein Häuschen bauen, ein bißchen Gartenbau treiben (Seuthe ist Schrebergärtner) oder eine leichtere Tätigkeit ausüben. Er kann alles, was ich nicht konnte. Mein Leben war immer eine tägliche Rechenaufgabe. Und nun, da ich auf die Pension angewiesen sein werde, wird es noch komplizierter...

Bei diesem Punkt seines Gedankenganges angelangt, faltet Seuthe die Zeitung, steht vom Stuhl auf und macht ein paar Schritte. Er tritt sogar um einige Meter aus dem ihm zugewiesenen Raum heraus in den benachbarten Saal, obwohl das nicht korrekt ist. Genau: es ist ihm sogar während der Dienststunden untersagt. Aber es ist kein Besucher zu sehen. Wer weiß, ob heute überhaupt jemand kommt.

Seuthe hat ein Bedürfnis nach Bewegung. Er haßt diesen Raum, in dem er täglich sieben Stunden hindurch an der Kette liegt und acht hat, daß diese Vase da keinen Schaden nimmt. Sie hat einen enormen Wert, und viele kommen eigens ihrethalben hierher. Der Katalog gibt erschöpfende Auskunft darüber. Seuthe beherrscht den Text für diejenigen, die ihre Besichtigung ohne Katalog vornehmen. Wenn sich die Besucher drängen oder Schulklassen kommen, muß er manchmal zur Vorsicht mahnen und die Drängenden zur Mäßigung anhalten. Eine rote Kordel mit dicken Troddeln symbolisiert den Abstand, der zu wahren ist.

Seuthe geht wieder in den Raum zurück. Es ist der letzte Tag, den er darin verbringen muß. Vierzigmal dreihundert — das macht zwölftausend Tage; die Schließungen abgerechnet, bleiben es immer noch mindestens zehntausend Tage, die er hier herumsaß oder

stand. Nur um einen Narren zurückzureißen, der die Vase gefährden konnte oder sie entwenden wollte; einen Narren, der niemals gekommen ist. Seuthe denkt: eine Vorrichtung ähnlicher Art (er entfaltet wieder das illustrierte Blatt) hätte mich ersetzen können: ein Schritt zu weit — und zwei Greifer packen den allzu Neugierigen bei den Schultern und reißen ihn zurück. Ihm wird bewußt, daß diese Tätigkeit auszuüben also sein Amt war. Tätigkeit! — Ein bitteres Wort für diese Untätigkeit, ein gemeines, hohnvolles Wort. Der nackte Spott...

In diesem Augenblick weiß er, daß die Vermutung seiner Frau, es würde ihn heute während des Dienstes ein Behördevertreter aufsuchen, ihm Dank und Anerkennung aussprechen, die unausbleibliche Urkunde, vielleicht gar ein Geschenk aushändigen, eine groteske Idee ist. Der Direktor ist auf einem Archäologen-Kongreß; und von der Behörde zu erwarten... nein. Auch die Schritte, die er nun vernimmt, können ihn nicht in dieser plötzlichen, aber endgültigen Sicherheit beirren. Sie gehören einem Besucher; er kennt diesen zögernden und ziellosen Gang. Er steckt die Zeitung ein und rüstet sich, in Tätigkeit zu treten. —

Es bleibt — den ganzen Tag über — bei diesem einen Besucher: einer älteren Dame, die zweimal auf ihrem Rundgang wiederkehrte, kein Wort sprach, aber ihn jedesmal merkwürdig ansah, fast, als sei *er* die horrende Summe wert, als sei *er* zweitausend und mehr Jahre alt!

Seuthe entsinnt sich dieses Blickes und ihn fröstelt plötzlich. In wenigen Minuten wird es fünf Uhr schlagen. Er wird nach Hause gehen, sich aufwärmen und die Frage ertragen müssen, die zu verneinen ist. Natürlich ist niemand gekommen, der sich dieses Museumsdieners Seuthe entsonnen hätte, der heute vielleicht seinen zehntausendsten, bestimmt aber seinen letzten Tag abgedient hat. Es scheint selbstverständlich zu sein, daß er funktioniert, bis man ihn abstellt.

Seuthe nimmt noch einmal die illustrierte Zeitung aus der Tasche. Sie ist längst so gefaltet, daß er das Greiferbild sofort vor Augen hat. Auch wenn er es nicht ansieht, hat er es vor Augen. Es verfolgte ihn beim Mittagessen und verfolgt ihn jetzt. Dabei fühlt er genau, daß es nicht mehr ist als ein Anlaß. Aber hinter diesem Anlaß, der zufällig ist, steht eine Ursache...

Diese Greifermaschine versagt nie. Dessen ist man, dessen ist Seuthe sicher. Eine Maschine hat keinen Willen, keine Nerven, keine Seele. Sie funktioniert, bis man sie abstellt.

Was ist der Mensch...? — Seuthe erschrickt. Er weiß, daß er

mit diesem «Menschen» *sich* meint und daß er selbst einer klaren Antwort auf diese Frage im Wege steht.

Es schlägt draußen Fünf, und er hört den Schritt des Kollegen.

«Nun», sagt der, «es fällt wohl schwer, Schluß zu machen?»

Seuthe lächelt verlegen. «Ich komme schon...», sagt er, ohne recht aufzusehen. Und der andere geht weiter.

Eine kleine Weile steht Seuthe unentschlossen. Dann löst er langsam die rote Kordel, wie er es jedesmal tun muß, ehe er — in zwei Etappen — die metallene Schutzhülle anbringt. Aber er tritt nicht zurück, die Gestellteile aus dem Nebengelaß zu holen, sondern vor, hin an den steinernen Vasentisch. Seine Hände, die ganz ruhig sind, umfassen das kostbare Gefäß. Sie heben es hoch und fühlen erstaunt sein Gewicht. Und während es, aus der Höhe losgelassen, auf den Stein in hundert Scherben zerklirrt, hört er schon aus der Ferne die Stimme des verhörenden Untersuchungsbeamten:

«Wie konnten Sie etwas so Unmenschliches tun...!?»